

Oda-Gebbine Holze-Stäblein, Landessuperintendentin i.R.

Invokavit, 6. März 2022, 18 Uhr – Fastenpredigtreihe Heilung-was tut not? „Verwundete Seele“

Predigt über Johannes 5, 1-9

¹Danach war ein Fest der Juden, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem. ²Es ist aber in Jerusalem beim Schaftor ein Teich, der heißt auf Hebräisch Betesda. Dort sind fünf Hallen; ³in denen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Ausgezehrte. Sie warteten darauf, dass sich das Wasser bewege. ⁴Denn der Engel des Herrn fuhr von Zeit zu Zeit herab in den Teich und bewegte das Wasser. Wer nun zuerst hineinstieg, nachdem sich das Wasser bewegt hatte, der wurde gesund, an welcher Krankheit er auch litt.

⁵Es war aber dort ein Mensch, der war seit achtunddreißig Jahren krank. ⁶Als Jesus ihn liegen sah und vernahm, dass er schon so lange krank war, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? ⁷Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich bringt, wenn das Wasser sich bewegt; wenn ich aber hinkomme, so steigt ein anderer vor mir hinein. ⁸Jesus spricht zu ihm: Steh auf, nimm dein Bett und geh hin! ⁹Und sogleich wurde der Mensch gesund und nahm sein Bett und ging hin.

Liebe Gemeinde!

Ich hatte mir den Teich Bethesda, dieses antike Heilbad aus dem 3. Jahrhundert vor Christus, ganz anders vorgestellt. Einen idyllischen Teich in einer lieblichen Landschaft vor den Toren Jerusalems hatte ich vor Augen gehabt. So eine Art Freibad vielleicht. Als man Bethesda im 19. Jahrhundert bei Ausgrabungen entdeckte, zeigte sich, dass der Evangelist Johannes offenbar präzise Kenntnis der Anlage gehabt hat. In der Nordostecke der Altstadt von Jerusalem, im heute muslimischen Viertel, liegt dieses alte Heilbad, und in der Tat gibt es fünf hohe Hallen, die zum heilkräftigen Wasser führen. Das Ganze hatte die Größe eines modernen Fußballfeldes. Wo genau das Schaftor gelegen hat, weiß man nicht mehr. Vielleicht ist das Wichtige aber der Name: durch das Schaftor kamen wahrscheinlich die weniger betuchten Leute mit ihren Tieren, die sie auf dem Markt verkaufen wollten.

Ein anderes Bild, eins aus unseren Tagen, überlagert das der antiken Heilstätte. Da sind die Gänge und Hallen der U-Bahnstation in der Millionenstadt Kiew. Der Bahnverkehr ist eingestellt. Tausende Menschen haben Decken und Gepäck ausgebreitet. Müde, apathisch lehnen sie an der Wand der U-Bahnstation: alte Menschen, Mütter und Kinder, die hier Schutz vor den Luftangriffen suchen. Bethesda soll „Ort der Gnade“ heißen. Davon sind die U-Bahnstationen weit entfernt. Aber Rettungstationen für das Leben der Menschen da unten sind sie, Notaufnahme-Orte für die Alten, die nicht mehr laufen können, die krank sind; für die müden und verängstigten Kinder und ihre Mütter, die über ihre Smartphones gebeugt versuchen, ihre Familien zu erreichen.

Dort sind fünf Hallen; in denen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Ausgezehrte.

So erzählt der Evangelist Johannes über das alte Bethesda. Heute in Kiew sind es keine Kranken, keine Ausgezehrten, die da unten lagern. Aber es sind wie vor 2000 Jahren Menschen, die warten: auf Rettung, auf ein gnädiges Davonkommen. Auf das Wiederfinden ihrer Familien. Eins haben alle gemeinsam: ihre Seelen sind verwundet.

Wir können es ja noch immer nicht wirklich fassen, dass mitten im friedlichen Europa Krieg herrscht. Wir dachten doch, wir hätten mit der Pandemie das Schlimmste überstanden, und sie sei auf dem Rückzug. Es sei mit ihr wie mit den Stürmen der letzten Wochen. Wenn der Sturm vorbei ist, besichtigt man die

Schäden, räumt die umgefallenen Bäume weg, bessert die Dächer der Häuser aus, richtet die lädierten Bahnstrecken wieder her, streitet mit den Versicherungen und hofft, dass jetzt wieder normale Zeiten kommen; dass wir da anknüpfen können, wo wir vor mehr als zwei Jahren aufhören mussten. Wenn Passanten in den Fußgängerzonen der Großstädte gefragt wurden, was sie sich wünschen, dann sagten die meisten: „Es soll einfach aufhören. Es soll alles so sein wie vorher. Ich will mein altes Leben zurück.“ Heute wissen wir: Es gibt das alte Leben nicht zurück.

Und manchmal klingt noch etwas anderes durch. In einer NDR Talk Show vor einigen Wochen sagte die eigentlich nicht zu großen Emotionen neigende Sandra Maischberger: „Da ist das Gefühl, dass etwas an dieser Welt gar nicht mehr heilen mag.“

„ .. etwas an dieser Welt ...“ hat sie gesagt. Sie konnte oder wollte ihm keinen Namen geben. Und doch klang die Angst durch: ...“ gar nicht mehr heilen mag.“ Da ist etwas Endgültiges. Wir Menschen haben so viele Krisen gemeistert, uns immer wieder gefangen. Lösungen gefunden. Aber jetzt? „Gar nicht mehr heilen mag“, sagte sie.

Der Ort der Zuversicht in uns selbst ist uns abhandengekommen. Ganz viele von uns sind in ihren Grundfesten erschüttert. Das Lebenshaus, in dem man so etwas wie Lebensbejahung, ein Dennoch bei allen Widrigkeiten und einen Ort der Zuflucht zu haben glaubte: gibt es das überhaupt noch?

„Verwundete Seele“ steht über diesem Abendgottesdienst. Als ich das zum ersten Mal hörte, kamen mir die Tränen. Es traf etwas in mir, brachte an den Tag, was auch mit mir selber los ist in diesen Zeiten.

Verwundete Seelen: das gilt für die Menschen in den U-Bahnstationen und auf den Fluchtwegen heraus aus der Ukraine. Und das galt auch für das Heer der Kranken, Lahmen, Blinden und Ausgezehrten, die in den Hallen von Bethesda auf Rettung und Heilung warten. Sie setzen ihre Hoffnungen auf ein Wunder, das sie aus ihrem Elend erlöst. -

Sie warteten darauf – so heißt es in der Geschichte –, dass sich das Wasser bewegte. Denn der Engel des Herrn fuhr von Zeit zu Zeit herab in den Teich und bewegte das Wasser. Wer nun zuerst hineinstieg, nachdem sich das Wasser bewegt hatte, der wurde gesund, an welcher Krankheit er auch litt.

Ursprünglich war von diesem Engel, der das Wasser bewegte, in dieser Geschichte keine Rede. Das hat jemand zu der alten Geschichte hinzuerfunden: einer, der etwas von den Verwundungen der Seelen gewusst haben muss. Auch eine verwundete Seele hört nicht auf zu hoffen! Aber der Radius der Hoffnungen schrumpft. Das Hoffnungspotential schnurrt zusammen, wie ein Ballon, aus dem die Luft entweicht. Die Seele wird kurzatmig. Im Hebräischen ist das Wort für Seele gleichbedeutend mit Atem und Kehle. Einer, in dem seine Seele zu Hause ist, kann frei atmen, ohne Angst, die die Kehle zuschnürt. Wenn aber der Seele die Luft ausgeht, dann hat sie auch keinen Raum und keine Kraft mehr, sich um andere zu kümmern. - Man kann sich das doch gut vorstellen: wie die zahllosen Kranken an den Wassern von Bethesda auf das Wasser starren. Jetzt! War da nicht eine leise Bewegung? Und schon rennen, humpeln, rempeln, stolpern die ersten zum Wasser, getragen von ihren Familien! Nein. Wieder nichts. Spott und Hohn der anderen. Böse Worte gehen hin und her. Vielleicht auch mal eine Schlägerei. Und dann, wenn das Wasser sich wirklich bewegte und einer es geschafft hatte, sanken sie alle zurück in Trostlosigkeit und Apathie. Was für eine bittere Szenerie!

Wird das anders sein in den kilometerlangen Schlangen, die sich nun an den Grenzübergängen nach Polen oder in die Slowakei bilden? Jetzt gibt es noch eine enorme Solidarität und Hilfsbereitschaft. Aber wir wissen aus der Erfahrung von 2015: die Länge trägt die Last. Irgendwann kann die großartige Solidarität von heute umschlagen in Verzweiflung. In einen Kampf ums Überleben, in Desinteresse für das Schicksal der anderen; dann, wenn die Wunden der Seelen überhandnehmen.

Am Rande dieser bitteren Szenerie am Teich Bethesda, im beinahe Verborgenen, spielt sich etwas anderes ab. Da ist einer durch das Schaftor gegangen, wie alle anderen auch. Er ist einer von vielen, aber er sorgt sich nicht um die Verwundungen der eigenen Seele. Mit weit offenen Augen schaut er die Menschen an. Sieht gerade die, die keine Chance haben. Sieht den einen, der seit einer gefühlten Ewigkeit schon keine

Chance hatte. Sieht die alte Matratze, zerschlissen, fleckig, übelriechend, auf der dieser eine liegt. 38 Jahre krank. Das ist mehr als ein Leben, gemessen an damaligen Lebenserwartungen.

Als Jesus den liegenden sah und vernahm, dass er schon so lange gelegen hatte, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden?

Schade, dass der Evangelist Johannes sich hier so kurzfasst! Da muss viel mehr passiert sein, als in der Geschichte erzählt wird.

Denn dieser eine, der mit den anderen zusammen durch das Schaftor gekommen ist, der mit den weit offenen Augen, das ist auch einer mit weit offenen Ohren. „Erzähl mir deine Geschichte!“ So oder ähnlich muss er es doch gesagt haben. Und dann hat er einfach zugehört.

Es gibt einen Satz, der sich mir vor vielen Jahren geradezu in mein Gedächtnis eingebrannt hat: Einen Menschen trösten wollen heißt: seinen Schmerz nicht ernst nehmen. Aus lauter Angst, nicht die richtigen Worte zu finden, nehmen wir Zuflucht zu Vertröstungen, texten den anderen zu mit Ratschlägen und vermeintlich guten Worten, vielleicht sogar mit solchen, die wir im Gesangbuch oder der Bibel gefunden haben – und sind dann schnell bei uns selbst und reden von uns. Hier ist das anders. Der, der mit den anderen durch das Schaftor kam, versucht nicht zu beschönigen, das Elend kleinzureden und den Leidgeprüften schulterklopfend aufzumuntern. Er hört schweigend zu. Das Elend einer verwundeten Seele: er gibt ihm Raum und Gewicht in seiner eigenen Seele. Die verwundete Seele des anderen darf zu Wort kommen. Sie darf ihre Stimme erheben. Sie darf ihre Wunden zeigen, vielleicht zum allerersten Mal überhaupt. Sie darf Tränen weinen, die vielleicht noch nie oder nur heimlich geflossen sind.

Und dann? Dann kommt kein Satz: „Schön, dass wir mal darüber gesprochen haben!“ Jesus stellt dem Kranken eine einzige Frage: „Willst du gesund werden?“ Wie soll der Kranke darauf antworten? Vielleicht sarkastisch oder gar mit beißender Ironie? „Ach nein, mir gefällt es gut auf meiner stinkenden Matratze?“ Jesus hat mit seinem stillen Zuhören in diesem Kranken eine Tür geöffnet. Eine, die noch tiefer hinabführt in das Kellergewölbe der verwundeten Seele.

Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich bringt, wenn das Wasser sich bewegt; wenn ich aber hinkomme, so steigt ein anderer vor mir hinein.

Er hätte auch einfach sagen können: Ich habe keinen Menschen. Weil es um so viel mehr geht als ‚nur‘ darum, dass einer ihn zum heilenden Wasser transportiert.

Ich habe keinen Menschen. Das verwundet die Seele mehr als alles andere. Und an dieser Wunde der Einsamkeit sind in der Pandemie so viele krank geworden! Menschen in den Altersheimen und in den Kliniken, die keinen Besuch mehr bekommen durften und einsam starben. Kinder, die keinen Tröster fanden; die allein gelassen waren. Nicht aus bösem Willen. Es fehlten der Raum und die Kraft. Studienanfänger, die zwei Jahre lang keine Uni von innen und keine Mitstudierenden sahen. So viele, die um ihre berufliche Existenz bangten und niemanden hatten, mit dem sie ihre Sorgen teilen konnten. Pflegekräfte, die niemandem sagen konnten: „Ich kann nicht mehr. Ich kann diesen Job nicht mehr machen.“ Keinen Menschen haben: das schneidet uns ganz allmählich, Schnitt für Schnitt, aus der Gemeinschaft mit anderen heraus. Und am Ende ist es, als ob man gar nicht mehr da wäre. Wie schon gestorben.

Willst du gesund werden? Da redet mich einer an, traut mir zu, dass ich etwas wollen darf, das eigentlich unmöglich ist. Da weckt einer in mir etwas auf, von dem die verwundete Seele nicht mehr wusste, dass es noch in mir sei: Eine Hoffnung, die ich schon begraben hatte: dass es mit mir anders werden könnte. Dass mein Leben vor mir liegt. Und nicht hinter mir.

„Ich habe keinen Menschen?“ Doch. Da ist einer. Ich war durch alle Maschen gefallen, und nun ist einer da, der die Maschen zusammenbindet zu einem Netz – und mich darin auffängt, mich neu hineinbindet in ein neues Netz des Lebens.

Jesus spricht zu ihm: Steh auf, nimm dein Bett und geh hin! Und sogleich wurde der Mensch gesund und nahm sein Bett und ging hin.

Steh auf. Das ist nicht zu den Füßen gesagt. Das ist zur Seele gesagt. Da muss das Aufstehen anfangen. Im Zentrum. An dem Ort, wo die Quelle unseres Lebens ist. Wenn da nichts sprudelt, dann bleibt der Rest tot. Und manchmal reicht es tatsächlich, dass ein, zwei Worte gesagt werden. Nach dem ersten Luftangriff auf Kiew war plötzlich Präsident Selenskyi auf dem Bildschirm. Er hat drei Worte gesagt: Ich bin hier. Das war, als ob im dunkelsten Keller, in dem die Menschen in Ängsten saßen, die Sonne aufging. Von ferne erinnerte dieser Satz an den alten Gottesnamen aus dem Buch Exodus, den Mose erfährt: Ich bin da. Ich werde da sein. Für euch.

Steh auf. Das ist der Anfang eines neuen Lebens. Der Anfang der Wundheilung in uns.

Das Schaftor, das zum Teich Bethesda führte: da kamen die Schafe in die Stadt Jerusalem hinein. Schafe mit vier Beinen und Wolle, mit ihren Besitzern und ihren Hirten, ja, sicher. Aber es waren wahrscheinlich viel mehr von der anderen Sorte Schafe dabei, von denen der Evangelist Matthäus berichtet:

Und als er das Volk sah, jammerte es ihn, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

Da war er mittendrin, der eine mit den weit offenen Augen und Ohren und den wenigen Worten: Erzähl mir deine Geschichte. Willst du gesund werden? Steh auf. Ich traue ihm zu, dass er auch heute nirgendwo anders ist als da, wo Schafe einen Hirten brauchen.

Amen